II. Jahr Heft 18

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Robert Müller: Skandinavier / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank: Gedichte / Bernhard Jülg: Der Kardinal / Josef Räuscher: Lieder des Letzten / Otto Pick: Geschichten von Insekten / Hartmann: Brixner Chronik XIII / Karikaturenfolge 42: Max von Esterle: Bernhard Jülg.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1912 Heft 18

Skandinavier / von Robert Müller

Für Johannes V. Jensen ist Björnson der repräsentative Skandinavier; für uns, die wir noch den titanischen Bismarck in der Norm seines Menschentums im Gedächtnis haben, bedeutet Björnson wenig. Wir kennen diesen Garibaldi vom anderen Ende Europas als politischen Draufgänger, wir lesen seine Romane gerne, weil freundliche, kräftige Gestalten uns darin anheimeln, aber wir haben auch unsere Zweifel über ihn, seit wir in dem seiner Zeit erschienenen Roman Christiania-Bohème dem alten Matador unter anderen Umständen begegnet sind. Offen gestanden, er interessiert uns zu wenig, um ihm etwas nachzutragen, nun, da er tot ist. Seine junkerliche biderbe Art war nicht immer durch die großzügige Anschauung von Notwendigkeiten gerechtfertigt, die Bismarck für uns mit politischem Beruf umgibt. Wir schätzen sogar das politische Temperament gering, wenn es nicht, wie bei Bismarck, mit der Fähigkeit zum stilistischen Impromptu, zur Wucht des Einfalls, der eine Fundgrube der politischen Information für die Oeffentlichkeit sein soll, vereinigt ist. Und wir sehen es einem Björnson weniger nach, daß er so gar nicht nachdenklich ist, als einem Hamsun, daß er nicht Politik treibt, obwohl ihn Johannes V. Jensen bereits einmal ganz ernsthaft dazu aufgefordert hat.

Hamsun, da ist das Stichwort für den Skandinavier gefallen. Ein Mann tritt auf, das ist alles, was über ihn zu sagen ist, er ist, sofern er sich mitteilt, ein Dichter, also

nebenbei; sein Apparat ist so einfach wie möglich, er hält eine Muschel ans Ohr, darin braust Meer und Hochwald, von einer gellenden Dampfpfeife, dem Symbol der Zivilisation, von Zeit zu Zeit unterbrochen, darin singt sein eigenes Blut. Es singt immer wieder dasselbe, so daß es den Kritikern schon zu dumm wird, die sich ebenfalls immer wieder in Kaffeehäusern sozusagen in ihrer Unruhe von einer Seite auf die andere wälzen und sich nur die eine Aenderung ihrer unerträglichen Situation ersehnen, daß Knut, der Bauernjunge, einmal ins Kaffee käme und sich kräftig blamierte. Sie sagen, er hätte erstens kein Talent, zweitens sei es kein Duell, wenn einer sich auf die Repetierpistole einschösse, drittens, er käme im Kaffeehaus überhaupt nicht vor, sondern nur als Plagiat, als Hamsunmensch. Diese Letzten von Nummer drei sind die ehrlichsten, das Lynchgericht, das ihnen selbst gilt, ist an und für sich schon eine Hamsun'sche Spezialität, kurz, der Umstand, daß sie auf ihr eigenes höchst verdächtiges Seelenleben offiziell pfeifen, ist riesig Hamsun'sch. Es fehlt nur, daß sie sich nun einmal wirklich so defekte Gefühle anziehen, ein richtiges Selbstbewußtsein mit einem nie wieder flickbaren Loche, sich wirklich einmal in aller Gleichgiltigkeit wagrecht auf den Rücken legen — markieren im Kaffeehaus gilt nicht! — und mit der großen Zehe den Mond unter der Nase kitzeln — — — aber oh weh über diese Stümper! Sie wollen modern und impressionabel sein und bringen doch den perspektivischen Fehler nicht zuwege? Seht Ihr, Ihr Hamsunmenschen, nun habt Ihr's dem Herrenbauer erst recht nicht nachgemacht. Er schnitzelt, baumeistert, reist, liebt und schreibt übernacht ein Buch, ein ambulantes, ein höchst ambulantes Buch, verdammt noch einmal, der Flickschuster kommt zum Vorschein, die Ledersorten pappen übereinander, das Buch schiebt hin, schiebt her, ratlos sieht das Exterieur aus, aus dem Flickschuster wird der Vagabund, und nun geht es höllisch

zu, das Buch wird eine Landstraße, aber nicht im Sinne Stendhals, der seinen Roman kinematographisch längs ihrer hinbewegt, sondern im Sinne Hamsuns, der dort rastlos marschiert und lyrisch, katastrophal, witzig, sophistisch und hanswurstelig aufgelegt ist. Es ist ja Nacht, in der gedichtet wird, die Buchstaben stehen groß und verschroben auf dem Papierfetzen, in der Dunkelheit, die sie nach außen absperrt, erleben die Organe alles das, was ihnen tagsüber am meisten aufgefallen ist und das Capriccio ergibt sich von selbst. Der wilde Chor zieht vorüber, was er geleitet, das ist eine sehr irdische, sehr menschliche Frauengestalt, die Salonsylphide. Der Dichter beobachtet skeptisch seinen Schmerz, skeptisch sein ungeschlachtes Raffinement, das ihm nichts gewinnen und alle Selbstachtung verlieren hilft. Am nächsten Tage ist ein Gedicht oder ein halber Roman fertig, er ist großartig und packend und wunderlich, Genie und alles ist darin, nur kein Talent. Kein Talent in unserem Sinne; es sind Trivialitäten darin und eine Menge Ausgeschriebenes, Wiederholungen und Typisch-allzutypisches. Die Gedichtsammlung, die unter dem Titel „Das Sausen des Waldes" (Det vilde Chor) erschienen ist, enthält bestenfalls drei Treffer. Alles andere ist biographisch interessant, aber so kunstlos, daß sich keine Propagandaschrift für den Frühling dessen erbarmen würde. Und doch ist dieser Dichter ohne Talent ein Genie. Denn Genie ist Schicksal, Talent ist Glück. Die Monotonie seines Ichproblems, seine Schwermut, sein Nachtigallenruf sind Genie genug; ist es nicht Genie, nicht Persönlichkeit, im Leben immer wieder denselben Situationen zu begegnen, ist es nicht ein geistreiches Schicksal und ein Leumund der Kraft, die Gesellschaft ringsumher immer wieder so zu polarisieren, daß sie Einem denselben Typus immer wieder entgegenschickt, gratis und ohne Inspiration gerade die Hemmungen abgibt, die Einem seine Einsamkeit bestätigen? Aber Glück, nein Glück hat

der geniale Mann nie gehabt, es ist ihm schlecht ergangen, er war ein Pechvogel, J. V. Jensen sagt's ihm selbst ins Gesicht, daß sein Genie nicht den richtigen Platz gefunden habe, die Politik. Mit seiner Produktion ist es schief gegangen, er hat die Punze als Romanzier noch immer nicht gekriegt, in Norwegen haben sie ihn ausgelacht. Aber er ist unser Skandinavier, sein Typus interessiert uns persönlich, wir alle wissen, daß wir Bücher über ihn schreiben könnten, wie über eine Frau, mit der wir gelebt haben. Denn das bezeichnet unser Verhältnis zu ihm ein für allemal; wir sind mit ihm vermählt.

Unsern Vorstellungen vom Leichtgewichtheros, als welcher der Skandinavier in unserer Einbildung lebt, entspricht Hamsun sicherlich mehr als Björnson, der das historisch Massige an sich hat. Wir finden den Fettbesatz der Majorität, wenn nicht gerade unschön, so doch reizlos und entscheiden bei Ringern stets zugunsten der konzentrierten Figur, der mageren Muskeln, in denen mehr Elastizität und die größere Wollust der Form sitzen. Von Hamsun läßt sich sagen, daß er jenes Embonpoint, das ein ruhiges und geregeltes Hausen inmitten der bürgerlichen Gesellschaft verschafft, selbst wenn es von gesunden Temperamentsausbrüchen unterbrochen wird, nicht besitzt. Hamsun hat sich, nachdem sie ihn aus den geistreichen Salons der kleinbürgerlichen Städte hinausgeekelt haben, im hohen Norden ein Bauerngut gekauft, dort wirtschaftet er und bleibt mit der Natur im Bunde. Die wirkliche soziale Struktur Skandinaviens hat er in seinen Büchern und Mysterien des näheren erklärt, sie unterscheidet sich in nichts von den Erfahrungen, die der gleich tiefe Ibsen, für dessen „Apothekerdramen" unser Knut allerdings nicht besonders schwärmt, gesammelt hat. Der Persönlichkeit geht es dort noch schlechter als bei uns — bei uns kommen die Leute doch in Zeitschriften mit zyklischen Tendenzen zusammen.

Hamsun ist ein Einsamer, immerhin ist seine Einsamkeit spezifisch skandinavisch. Der andere Mann, der als Paradigma der skandinavischen Nationalseele bei uns gehandhabt wird, ist Johannes V. Jensen. Aber man kann ihn kaum mit Hamsun vergleichen, persönlich haben sie nichts gemeinsam, als die Unstetigkeit und den Wandertrieb des Wikingers, literarisch die Dialektik. Die Dialektik Hamsuns entspringt einer Naivität des Empfindens und der Wandlungsfähigkeit eines Stimmungsmenschen, der seinen Zustand vor seinem Scharfsinn zu rechtfertigen hat. Die Dialektik Jensens ist ein Training. Als Person, als Dichter wäre Jensen ohne diese Dialektik nie in die deutsche Literatur verschlagen worden. Seinen vehementen Ruf haben erst jene Stilpräparate begründet, in denen Seiten mit den Geburten einer vollständig equippierten Wortphantasie gefüllt wurden. Der äußeren Form nach waren sie erzählerisch; aber die Lust zu fabulieren ward eine Lust zu sprechen. Die Worte fielen würfelig, glatt und beinern, und zum Schlusse ergab sich ein Gewinnst. Das gedankliche Resultat kam als der Blitz aus der trächtigen Wetterwolke von Worten. Als Erzähler ist Jensen ein studierter Herr. Er hat es wirklich zuwege gebracht und sich durch die amerikanische Magazinliteratur durchgelesen. Als er, mit europäischen Mitteln, daran ging, den amerikanischen Standardroman zu schreiben, war er bis obenhin mit dessen Techniken angefüllt. Was er zu erzählen hatte, war eine Detektivgeschichte, er hatte nichts Eigenes zu geben, keine neue Figur in unser Verständnis einzuführen wie Hamsun, der uns den Hamsun-Menschen brachte. Aber eminent Jensen'sch ist der Umstand, daß ein Roman im Wesentlichen aus zwei Gesprächen bestehen kann. Das Berückende dieses Literaten, der ein Literat vom reinsten Wasser, ein Brillantenschreiber ist, liegt in dieser Dialektik. Wir möchten sie heute nicht mehr missen; die formale Beherrschung eines

Gedankens entschuldigt seine verschiedenen Mängel an Gründlichkeit und Allgemeinheit; die Sauberkeit einer Idee ist wiederhergestellt, wenn sie ventiliert wird, und Sprachkunst wirkt Gedankengunst.

Jensen, der Federgewichtsheros, gehört den Starkgeistigen. Auch hier ist es eine Passion, aber es kommt nicht zur Ehe, eine Spannung bleibt bestehen. Hamsun hat mit seiner Produktion den gesellschaftlichen Erfolg gesucht; Jensen hat ihn errungen. Hamsun ist originell; aber nicht von einer Originalität, die im Salon Aufsehen, sondern Aergernis erregt. Jensen ist seiner ganzen Wesensart nach der Vertreter des romantischen Materialismus. Er liebt die soliden Aufregungen gewisser Zirkel, seine Genießlichkeit hat gegen den vornehmen Bourgeois nichts einzuwenden, dessen Anblick ihn in einen angenehmen Zustand der Behaglichkeit versetzt. Diese Zustände findet er immer wieder einer kräftigen Notiz wert. Er reitet zum Beispiel über das Kopenhagner Flugfeld, inmitten von Putz, Lebensfreude und distinguierter Schönheit durchströmt es ihn, hier ist es, wo ein Aspekt von Kultur sich ihm eröffnet. In einem Pariser Kaffeehause, in der kampflosen Passivität des Zuschauers, geht ihm die Bedeutung der modernen Technik auf, er faßt seinen größten Gedanken, humanisiert die Maschine. In einem Glase Bier, getrunken auf der Veranda eines angloindischen Hotels, wird ihm eine Zivilisation, ein Beruf und ein Lebenssinn fällig. Die stilisierte Gemütlichkeit ist seine Domäne, er ist mondän, wo Hamsun panisch, er ist kosmisch, wo Hamsun Naturbursche ist. Wenn er schreibt, hat er stets einen Salon als Publikum um sich, sein Mittel ist die Pikanterie, er fesselt; worüber immer er spricht, es wächst sich zum intellektuellen Klatsch aus, er erzählt über die Dinge, wie über Verhältnisse, sachlich wie ein Freigeist, mit Andeutungen, wie ein Schelm, er streift, pointiert, flirtet mit seinem Gegenstand, provoziert das Geschlecht in

ihm und wirkt erotisch auf die Nerven seiner Zuhörer. Wenn er Applaus haben will, spricht er über Gegenstände der Wissenschaft wie über ein Weibsbild, seine besten Bonmots stammen aus diesem Gebiete. Und das ist denn auch unser Verhältnis zu ihm; ein richtiges Verhältnis, hingebend und perfide, auf die Wollust spitzend und wirtschaftlich. Er macht alle Welt zur Kokotte, obwohl niemand schöner und überzeugender über die Tugend einer ehrbaren Frau zu reden weiß. Die Folge ist, daß alle Länder ihm nachlaufen, Deutschland, er hat es selbst gesagt, allen voran. Knut Hamsun, der Mann, bettelt um das Weib oder nimmt es. Er gewinnt uns nicht, er nimmt uns; und er hat um die Gesellschaft angehalten; sie hat sich ihm versagt. Er interessiert sich nicht für ihre Politik.

Mit Hamsun ergibt sich eine Ehe, der Held steht, wie alle Helden, solange sie gemütlich sind, ein wenig unter dem Pantoffel der Gesellschaft, die mit allerlei Schikanen seine Macht kompromittieren möchte; wenn aber einmal der Mann, der Liebhaber mit dem Tierblick losbricht, dann gibt es ein Schauspiel, ein baumlanger Rolandsen oder ein vertrackter spitzfindiger Johann Nagel marschieren auf und weisen alle Einmischungen in die Persönlichkeit zurück. Man bekommt eine wirkliche und edle Anarchie zu sehen, ohne verbissenen Haß und Verrücktheiten, das Problem des Einen zur Gesellschaft wird in seinem ganzen Realismus, so gut lyrisch und humorvoll, nicht allein katastrophal aufgefaßt. Der Gegensatz zur Gesellschaft und ihren Fälschungen der Wirklichkeit ist diesmal ein Erlebnis, diesmal und vielleicht ein zweites Mal nur mehr bei Gorki, er ist nicht Literatur; Jensen aber ist der theoretische Demokrat — wir wollen einmal sagen der bürgerliche Demokrat. Das demokratische Empfinden ist das normale politische Empfinden, es stützt sich auf die Mittel der Autonomie und der Rücksicht, die sich im schwimmenden Balancezustande innerhalb der Intelligenz befinden. In dem

Augenblicke, wo die Rücksicht von dem Fruchtwasser der Intelligenz nicht mehr bespült wird, erfolgt eine Verschiebung, die demokratische Norm degeneriert zu irgend einer der herrschenden Gesellschaftsformen, es kann eine Allherrschaft oder eine Alleinherrschaft sein, und die Alleinherrschaft wird dann der demokratischen Norm noch immer näher kommen als die Allherrschaft. Der Demos ist das Volk, die primitive Gesellschaft; Demokratie aber beruft nicht das Volk, sondern den Mann aus den Winkeln der Gesellschaft. Der Alleinherrscher ist ein Um und Auf an Demokratie; er ist der Bürger Ich und der Bürger Du, er lebt sozusagen mit sich auf gleichem Fuße, Autonomie und Rücksicht bleiben in einem, dem der Physik ähnlichen, Spannungszustande. Jeder Einsame ist eine solche demokratische Gesellschaft; so gewinnen wir denn als Bild der kompleten Demokratie den Hamsunmenschen, den vernunftbegabten Anarchisten. Um eine Demokratie aufrechtzuerhalten, bedarf es zweierlei; Rasse, das heißt einen Durchschnittsgrad von Begabungen und ein Maximum an Erziehung. Das Menschenmaterial der Demokratie muß im Besitz von Adel, der feinsten und stärksten Fähigkeiten sein, es gilt einen Typus von animalischer Expansionskraft im Theoretischen und von unerhörter Selbstzucht im Praktischen, also wiederum den Hamsunmenschen. Hamsun, der außerhalb der Gesellschaft steht, zeigt gerade damit das reine demokratische Genie, die hochgradige politische Empfindungsnorm. So wie die Sachen in der bürgerlichen Gesellschaft liegen, ist die Demokratie eine Idee, die niemals verwirklicht werden kann, der man aber gewisse vorteilhafte Proportionen der Norm entnehmen möchte. Die Politik ist die Oekonomie der seelischen Kräfte einer Gesellschaft, auf die Züchtung eines Kulturpatriotismus richtet sie ihr Hauptaugenmerk. Das reine materielle Erwerbsproblem ist zu allen Zeiten und heute nicht mehr als je vorhanden, immer waren die Zeiten schlecht

und teuer; die bürgerliche Gesellschaft von heute aber verpulvert ihre gesamte Disziplin auf das wirtschaftliche Moment. Wir stehen im Zeichen der politischen Dekadenz. Der echte politische Typus hat sich aus der öffentlichen Karriere zurückgezogen, er gründet eine Demokratie mit sich selber, eine Gesellschaft von identischen kräftigen wohlerzogenen Individuen und lebt mit seinen 24 Ichs zwischen Tag und Nacht nach eigener Verfassung. Was aber die Gesellschaft anbetrifft, der Krämer ist die Stütze dieser Gesellschaft. Und doch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das wirtschaftliche Problem nur durch spezifische Politik, durch ethische Erziehung, gelöst werden kann.

Jensen, der Schwerenöter der bürgerlichen Gesellschaft, ist auch ein kräftiger Vertreter ihres Geschmackes. Sein Liberalismus, der die Schwärmerei für einen bornierten Multimillionär und für den Proletarier vereinigt, interessiert ihn in Amerika, als dem modernen Krämerunternehmen. Sein Liberalismus — aber wir wollen dieses Exterieur des bürgerlichen Luxusliteraten nicht ausnützen.

Vor allem, der Amerikaner ist ein Philister, J. V. Jensen ist es nicht. Das Philistertum enthält gar viel an Süßigkeit, von der man mit zunehmenden Jahren gerne nascht; aber erst wer des Philisters Feste feiert, der ist selbst einer geworden und mag er auch an Wochentagen des Philisters Satan sein; wer aber noch Philistern Feste veranstaltet, der ist ein guter Mann und hat ein rechtes Herz. Die Tugend unter allen Umständen ist ein Hindernis des Intellekts, weil sie ihn zu wenig hemmt; denn der Intellekt ist ethisch und will gehemmt sein, er ist pervers und will gereizt sein; er ist ein Fetischist, und liebt zuerst die Dinge, weil sie abgetragen sind, er geht weiter in seiner Pietät und liebt die Dinge, obwohl sie nicht getragen sind, zuletzt kann er den Fuß lieben, weil er in einem geliebten Strumpfe steckte; es ist sein Entzücken, bewußt den Weg zurückzu-

kommen, von dem er weiß, daß er ihn unbewußt gegangen ist, und zuletzt liebt er die Tugend, weil die geliebten Ausschweifungen sie ihm verhüllten. Jensen ist nicht etwa eine lebendig gewordene Gletscherpartie Skandinaviens wie Knut Hamsun, ein romantisch belebter Glacialmensch, aber er ist auch nicht jener kleinbürgerliche Nordlandstypus, wie ihn Strindbergs oder Ibsens Schöpfungen uns heruntergesandt haben. Jensen ist vielmehr ein sehr raffinierter, sehr gelehriger, sehr gescheuter Kopenhagener Bohemien, viel gescheuter als Hamsun und der von ihm so hochverehrte Björnson jemals hätten sein können. Hamsun liebt dieses materialistische Amerika nicht, Björnsons amerikanische Sympathien innerhalb seines literarischen Werkes, das stets nur eine Anfeuerung und ein Rufzeichen hinter seinem Wirken war, sind Kasuistik und mehr von Temperament als von Ueberzeugung getragen. Warum sollte der viel intellektuellere Jensen für Amerika schwärmen, wenn nicht aus einer ganz unamerikanischen Paradoxie seiner Sympathien, für die Tugend und Bürgertum die Endentladung einer Entwicklungsreihe von Lustwerten sind?

Johannes V. Jensen ist ein ausgezeichneter Kopf, einer der besten Köpfe unter heute schreibenden Leuten, es ist selbstverständlich, daß er sich auch mit der wirtschaftlichen Seite seiner Gesellschaft eingreifend stilistisch befassen kann und faszinieren wird. Was aber geschieht mit den im bürgerlichen Sinne unwirtschaftlichen Menschen, die keine derartigen Instinkte, keinen materiellen Selbsterhaltungstrieb besitzen, die, wie Hamsunmenschen, wirtschaftliche Probleme ethisch oder zufällig, naiv, lösen? Und was soll mit Hamsun selber sein? Wird ihn die Gesellschaft zu den Narren und Verworfenen zählen, oder wird man ihn, den Demokraten, zum König machen — zum König unserer Weltanschauung?

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Auch der Zorn zeichnet unser Wesen. Zu wissen, *wie* wir zürnen — worüber wir in Zorn geraten, ist wichtig für die Beurteilung unseres Charakters.

*

Wir brauchen unsrem Zürnen umso weniger Zwang anzutun, je leichter sich Ruhe und Heiterkeit immer wieder in uns vorfinden.

*

Es ist besser, zuweilen zu gewittern und nachher wieder den klaren Himmel innerer Frohheit in sich auszuspannen, als den gläsernen Himmel erzwungener Freundlichkeit beständig zur Schau tragen und innerlich galliger Verdrießlichkeit anheimfallen, die sich wie dumpfe Nebelung um einen legt.

*

Als Landschafter der Seele nach ohne Anlage zu dauernder Verbitterung, scheuen wir niemals, unser Zürnen an den Mann zu bringen.

*

Für Staat und Gesellschaft: Wie sollte der Liebe, dem innersten und intimsten Leben, das Eingreifen gewaltsamer Ordnung von außenher Heil bringen!

*

Vielleicht ist es gerade dem Schöpferisch-Bedeutsamsten in der Produktion bestimmt, von der Gegenwart unbeachtet zu bleiben, um so seine Kraft und Dauer darzutun.

*

Wen die Kunst lieb hat, dem nimmt sie Freunde und Geselligkeit und das Ansehen bei den Vielen. Aber sie selber schenkt sich ihm. Ihre Hingabe besetzt alle Räume des Geliebten.

*

Der schöpferische Künstler muß die Moral verneinen. Es ist sein ethisches Moment.

*

Die Ehefrauen scheinen ihrem Gebahren nach besser als sie sind; die Dirnen ihrem Gebahren nach schlechter als sie sind. Was ist innerlich wertvoller: Etwas, das *schlechter* ist als es scheint oder etwas, das *besser* ist als es scheint? Zu bedenken wäre noch: je fähiger und gerechter der Richter, umso weniger urteilt er nach dem Schein.

*

In der Kunst ist die Vollendung immer ein Bedingtes.

*

Allerseelen: Den ganzen Tag wandre ich einsam im Geläute der Totenglocken. Von überall her Ton um Ton — eine Flut von Tönen, die ineinanderklingen und mich hineinziehen in ein Endloses — Ewiges. Der Tag ist düster und grau. Dumpfe Nebel brüten rings herum und legen ihre hängenden Flügel um die verschwommenen Formen der schwer in sich gekehrten Landschaft. Ein echter Totentag. Er sollte der große Ruhetag der Welt sein im Gedenken an alles das Unübersehbare, das heimgegangen ist und an das winzige Restchen von heute, das lebt.

*

Verschwommenheit: Der Philister gedenkt ihrer nur im Tadel. Der Natur gewordene Künstler aber erlebt sie auf dem Wege zu seiner größten Sicherheit und Tiefe.

*

Eine Lanze für Wien. Es hat seine verseuchte Presse und einen Karl Kraus. Was jene sündigt, macht dieser reichlich wieder gut. Das heutige München aber hat auch eine verseuchte Presse, doch niemanden von Belang, der einigermaßen wett machte, was sie sündigt.

*

Der Tatmensch, der Künstlermensch, der beschauliche Mensch — sie alle sind *keine* Gesellschaftsmenschen. Daß es der Philister ist, trägt wahrlich nicht bei, den Wert der Gesellschaft zu heben.

*

Zugegeben sogar: Die großen schöpferischen Menschen sind die Gewitter der Menschheit. So reinigen und klären sie doch die Luft wie ein Gewitter, sind fruchtbringend wie ein Gewitter. Und immer schön, auch wenn sie zerstören. Und niemals wird ein Gewitter in der Natur denken machen, die Natur deshalb unter Dach und hinter Mauern zu bringen, wie es mit der Menschheit geschehen ist aus Furcht — aus Scheu vor den schöpferischen Umtrieben im Menschen, die zuweilen wohl verheeren mögen wie ein Gewitter, doch auch so immer noch schön sind — immer noch der Seele ein freieres Atmen ermöglichen.

*

Für Richter: Gesetzesparagraphen können höchstens die Richtung andeuten, nach der sich die Strafbarkeit eines Tuns bewegt.

*

Frei nach Tschuang-Tse: Meine Sinne sind die Zufuhrrinnen der großen Natur zu meiner Natur.

*

Man muß Weib sein wollen, wenn man „Tao" empfangen will; man muß Mutter sein wollen, wenn man es wieder abgeben will.

*

Es ist eigentümlich: Die antisozialen Menschen haben ein warmes Herz für alles Menschliche — für jeden Menschen. Indem sie für sich nach Geltung ringen, schaffen sie Raum allem Menschlichen — jedem Menschen. Aber die Herren Soziologen: wie sie darauf ausgehen sich Menschenschwärme zu ködern; sie bedürfen eben der Massen-Gefolgschaft, ihre Nichtigkeit gewichtig zu machen.

*

Mit dem eigenen künstlerischen Wachstum wächst auch die Zahl der „Herren" in der Kunst. So kann heute ein Karl Kraus zu manchem Schaffenden „Herr" sagen; ein anderer darf es noch lange nicht. Nietzsche sagte mit Recht:

„Herr Herbert Spencer" und stellte damit den Herrn Soziologen in den bürgerlichen Ehren- und Schaffens-Horizont zurück.

*

Wo wir Herr sagen, geben wir jemanden der Gesellschafts- und Philistersphäre zurück als würdigen Stützen des Konventionellen — als Vermehrer der Zahl der Uebervielen. Er taugte nicht für den Horizont des Künstlers unserem Empfinden nach. Nietzsche hat dieses „Herr" wohl zuerst angewendet; Karl Kraus hat den Begriff verdeutlicht und zur Geltung gebracht.

*

Das Nur-Könnerische hebt einen Menschen noch lange nicht von den Menschen heraus; es hat nichts mit Persönlichkeit — nichts mit persönlichem Stil im Sinne eines Gewachsenen zu tun; es ist ein Aeußerliches, Angelerntes. Ein Könner kann immer noch ein gründlicher Schuft — ein großer Künstler aber muß ein großer Mensch sein. Es tut den Nur-Könner wiedrum als ein völlig Versagendes dar für die Aufgaben — für den Sinn wahrer Kunst.

*

Was für ein Mißwachs: Eine Kunstzeitschrift, die allen Könnern offen steht — nur allen Könnern! Zeichnet bei so einem Unternehmer das Licht der Spekulation nicht erst recht die Schatten seines Menschentums? —

*

Wissen ist Demut. Wer eingedrungen ist in die Geheimnisse des Lebens, wer sie ahnt und fühlt bis zu dem Grade, daß er sie wahrnimmt als ein Ewig-Rätselvolles, der in diesem Sinne Wissende ist demütig; er erkennt sich als den großen Unwissenden und Unzulänglichen in allem.

*

Ich liebe das Unkeusche, weil ich das Keusche liebe!
Ich liebe die freie Liebe, weil ich die Liebe liebe!

*

Wenn unser einer Beobachtung macht über seine Aufnahme bei Weiblichkeiten, so muß man sich ein Zurückgehn im Werte eingestehen. Und man fühlt sich noch nicht verbraucht — auch an Aussehen nicht, abgesehen von der bedenklichen Lichtung am Scheitel. Aber man hat an Entgegenkommen eingebüßt. Es ist, als ahnten solche Weiblichkeiten unser großes Treusein — unser großes Glühen und Abgeben; als eiferten sie oder schmollten darob mit uns. Wir gehören zu sehr der Kunst, wir geben uns zu sehr mit ihr aus. So taugt man zum Getändel nicht mehr. Aber bessere Weiblichkeit wäre vielleicht anders, sie wäre nicht eifersüchtig auf die Kunst. Und dennoch, beste würde nicht teilen können, auch wenn sie wollte; sie würde zurückgehen ohne zu eifern. So die Weiblichkeit Kunst.

*

Streben echter Weiblichkeit: ihre Willigkeit an den Mann zu bringen. Dem begegnet der Mann im Drange: seinen Geschlechtswillen am andern Geschlechte zu erfüllen. Das gegenseitige Auslesen zu solcher Erfüllung durch Neigung ergab die ursprüngliche Ehe. Wo die „eheliche Pflicht" auflebt, ist die eigentliche Ehe bereits tot. Erst am Grabe der Neigung kommt die Pflicht zur Welt. Was für üble intellektische Ungereimtheit ist doch diese eheliche Pflicht für die Menschennatur!

*

Wenn wer zu sich selber kommt, kommt er zu mir: so sehr möchte ich Mensch sein!

*

Die Kunst gibt nur dem Einzelnen — dem Menschen, nie der Menge. Doch was jenem zugute kommt, bekommt auch der Gesamtheit, die ja aus Einzelnen besteht, deren Jeder Mensch werden kann. (So wird das Antisoziale noch zum einzig brauchbaren Sozialen in der Kunst.)

Gedichte / von Bruno Frank

Der Hauch

Wenn wir eratmend auf dem Acker stehn,
Unter geschnittnen und noch schlanken Aehren,
Streift unsre Stirnen ferneher ein Wehn,

Darin der wilde Hauch von großen Meeren
Und aus dem großen Wald der süße Hauch
Sich mischen, uns die Herzen zu verfehren . . .

Arbeit ist not, und dankbar sind wir auch,
— Die Erde hat uns volle Frucht gegeben —
Wir lieben unsrer Hütten braunen Rauch.

Doch jener Duft und Schmerz, er macht uns leben.

Die Burgen

Wie mächtig sich der Starken Arme recken,
Sie fassen nie, was Menschenstirnen decken.
Der Letzte noch gehört sich ganz.

Demant die Mauern und Demant die Türme,
Zu glatt, zu stark, zu hoch für Waffenstürme,
Durchzieht das Land ein Burgenkranz.

Der Kämmerling

So wie im Schloß ein später Kämmerling
Lichttragend wandelt durch die hundert Zimmer,
Und jedes, das den Wandelnden empfing,
Aufglänzt zu einem kurzen, schwachen Schimmer —

So ist auch dieses schwache Licht in mich
Durch viele viele Kammern hergeglitten:
Die ließ der Diener dunkel hinter sich —
Und ich — auch ich bin fast durchschritten.

Der Kardinal / von Bernhard Jülg

Jeden Sonntag ist das Pontifikalamt der Peterskirche in der Capella del Coro.

Der Altar strahlt wie eine große goldene Monstranze. Die Priester tragen seltene Gewänder, besät mit Perlen und Edelsteinen. Eine Wolke von Weihrauch und eine silberne Wolke von Knabenstimmen steigt zur Kuppel empor. Die Gewölbe flimmern im goldroten Licht, weil durch die gemalten Bogenfenster in breiten Strömen die Sonne Roms hereinfließt. Und die schönen Engel und Heiligen von Ciro Ferri und Carlo Maratta lächeln wie lebend in diesem steigenden Meer von Licht, Duft und Klängen. Rechts und links stehen drei Reihen geschnitzter Chorstühle. In der obersten sitzen die Kardinäle in Purpur und Hermelin. In der zweiten die Prälaten. In der untersten die adeligen Seminaristen, die Edelknaben der Peterskirche.

Gegen das schöne Gitter aber drängt sich die Menge. Wenige Andächtige, viele staunende Fremde und manchmal ein alter Bauer, eine Arbeiterin, ein Schäfer, die am Morgen nach Rom hereinkommen und mit großen Augen diese Pracht in sich saugen, um sie dann hinauszutragen in die endlose Weite ihrer Campagna, die sie mit Wundergestalten beleben.

*

Der Kardinal Altieri schlief niemals während der großen Messe wie mancher seiner Nachbarn, ehrwürdige Kardinäle seiner Heiligkeit Clemens XII. Er schnupfte nicht fortwährend wie der dicke Prälat unter ihm. Aber er las auch nicht in dem kleinen, gold- und elfenbeinernen Brevier, das er, mit einem Finger zwischen den Seiten, vor sich hielt. Er hörte dem Chor zu und dachte an den jungen Pergolese, der in Pozzuoli im Sterben lag, weil er die Knaben, welche seine süßen Messen sangen, so sehr liebte, daß er diese Liebe immer

in wüsten Nächten mit schlechten Gesellen hatte töten müssen. Oder er blickte auf die Zuschauer und freute sich an der goldenen venezianischen Schönheit der Fulvia Festi, honorata cortigiana. Er grüßte mit einem leichten Lächeln die kleine Tänzerin Beatrice Dianti, deren große rührende Augen am Gesicht des Herzogs von Panvivio hingen, welcher in der Reihe der Seminaristen saß. Er war der erste, ganz nahe am Altar. Sein Kopf und sein Hals hoben sich wie eine Kamee von einigen alten Kupfervasen ab, die im Dunkeln in einer Nische standen. Ein kleiner Sonnenstrahl streifte sein dunkelbraunes Haar.

„Benedictus, qui venit in nomine Domini" sangen die silbernen Stimmen — und der alte Kardinal neigte bewundernd ein wenig das Haupt zu seinem schönen Neffen hinüber, dem jungen Dario Panvivio.

*

Dario sah den Gruß, aber erwiderte ihn nicht. Es zog wie ein kleiner blaßroter Unwille über sein Gesicht. Er bewunderte seinen alten Onkel, der ihm einmal offen gestanden hatte, daß er ein süßes Feuer in seiner Nähe fühle — aber manchmal verstimmte ihn dieser ewig zuschauende Genießer, der ihn zu sehr an sich erinnerte. Sie kannten beide alle Freuden des Lebens, von denen sie die Blüte genossen und das andere mit einer leichten Bewegung beiseite schoben. Der Kardinal war zufrieden so. Dario litt darunter und konnte doch nicht anders. Er lechzte in einsamen Stunden nach dem großen gefüllten Becher, und wenn dann das Leben ihm den Becher reichte, golden und kostbar, netzte er seine roten Lippen und gab ihn lächelnd zurück.

Beide waren stolz. Aber den Alten hob sein Stolz, den Jungen drückte er. Darios Blut war schon zu alt. In ihm lagen die Wünsche und Triebe von zu vielen Toten, schönen Frauen und starken Männern, die unendlich viel Liebe, zu viel von Lust, Schmerzen und Blut gesehen hatten. Darios

Wesen war ein kostbarer Edelstein, tausendfach geschliffen. Das Licht spiegelte sich nicht darin, sondern brach sich in zahllosen Funken.

Eine seiner seltsamen Freuden war es, im Priesterkleid, mit der Tonsur im Haar, diese Luft von Weihrauch und heiligem Prunk zu atmen, und doch zu sehen, wie der Kardinal Brandi mit der schönen Fulvia Festi Blicke tauschte, und doch zu wissen, daß er selbst nachts die kleine Dianti küssen werde. Er war ungläubig wie Alkibiades, aber seine Ahnen waren Brüder und Söhne von Päpsten gewesen. Die Erinnerung der Askese lag irgendwo in seiner Seele. Die Sünde hatte ihren Schrecken und ihre Bedeutung, aber nicht ihren Reiz für ihn verloren.

*

Dario erwiderte nicht den Gruß seines Onkels. Und wenn er rot vor Unwillen wurde, so war es im Grunde nur, weil er ihn beneidete. Ihn, um seiner stolzen Ruhe willen; der Beatrice Dianti aber neidete er ihr großes liebendes Herz und dem kleinen Grafen Muti, der mit gefalteten Händen zum Altar schaute, seine tiefe Frömmigkeit. Und unten am Gitter sah er einen jungen Bauern stehen, mit staunend aufgerissenen Augen — da mußte Dario beinahe weinen: Diese Augen waren von der lieblichen, einfachen Schönheit einer grünen Wiese.

Dann aber, unter den Klängen des Agnus Dei, fielen ihm die ersten Zeilen eines Sonnettes ein, das sich in ihm wie eine Melodie allmählich formte:

O junger Faun, in deinen Augensternen
Dehnt sich der Friede grenzenloser Weiten,
Darüber manchmal dunkle Schatten gleiten
Von Wolken, sag, aus welchen Himmelsfernen?

Das Hochamt war zu Ende. Die Seminaristen stellten sich in zwei Reihen auf und ließen die Priester vorüberschreiten. Als der Kardinal Altieri an seinem Neffen vor-

überging, raunte er ihm zu: Bello —! Als aber der Herzog von Pandivio am jungen Schäfer vorüber mußte, der am Boden kniete und bewundernd wie zu einem Engel zu ihm aufblickte, verwirrte sich sein Blick, und es legte sich wie ein Schleier über seine Augen. Er bohrte einen weißschimmernden Zahn in die volle Unterlippe, hob hochmütig das Haupt und schritt durch das Gittertor.

*

Draußen an der Sonne, im Rücken der Kirche vor der Sakristeitür, warteten die Wagen. Dario war im Begriff einzusteigen, als er den Kardinal auf sich zukommen sah.

„Salve, mein kleiner hochwürdiger Herr, du hast heute sehr viel zur Pracht des Pontifikals beigetragen. Fährst du schon nach Hause? Komm in meinen Wagen und frühstücke mit mir —"

„Nein, ich danke, ich kann heute die Gräfin Brandi doch nicht warten lassen — ich komme vielleicht abends zu dir —"

„Schade. Hast du gesehen, wie die Blicke der Dianti an dir wie am Sakrament hingen? Ich habe bemerkt, daß Fulvia Festi eine kleine unzüchtige Zungenbewegung nicht unterdrücken konnte, als sie dich sah. Seine Hoheit, der Kardinal Fürst Altieri ist verliebt in dich —"

„Genug," lachte Dario, beugte sich flüchtig über den rotseidenen Handschuh des Fürsten und stieg in seinen Wagen.

*

Zu Hause ging er sofort in sein Ankleidezimmer. Es war das einzige Gemach, um dessen Einrichtung er sich kümmerte. Weiche Teppiche, schöne Farben, ein riesiger Spiegel, ein großes Ruhebett, ein prächtiger Kamin aus rosenrotem Marmor. In der Mitte stand ein geschnitzter, vergoldeter Altartisch. Auf diesem mußte ihm der Diener die Kleidungsstücke zurechtlegen.

Er ließ sich den Talar abstreifen und wählte ein Kleid aus schwarzem Atlas mit weißer Spitzenkrause. Er zwei-

felte einen Augenblick, ob er die veilchenblauen Seidenstrümpfe behalten sollte. Vor dem Spiegel gefiel es ihm so. Aber er nahm ein Paar Schnallenschuhe mit veilchenblauen Absätzen.

Unter den Briefen fand er einen von der Dianti. Er zögerte, ob er ihn lesen sollte, aber da es noch nicht sehr spät war, um zur Gräfin Brandi zu gehen, öffnete er ihn.

„Ich liebe Dich zu sehr, Dario, um die Festi zu hassen — sie hat Dir eine süße Stunde geschenkt — und obwohl sie die göttlich Beschenkte ist, und ich sie namenlos beneide — bin ich ihr doch dankbar. Aber ich grolle ihr, weil sie Dich in Gefahr gebracht hat. Du schlägst Dich doch ihretwegen mit Filippo Albani. Zum Glück ist er ein Feigling, und Du verwundest mit dem Fleurett ebenso sicher deinen Gegner wie mit Deinen stolzen Augen die armen Herzen von uns Frauen. Aber ich bin besorgt. Erlaube es mir, mein süßer Herr, ich bin so klein und furchtsam! Ich gehe in die Peterskirche, weil ich Dich dort sehen kann, und will beten. Dario, ich tanze heute abends in „Apollo und Daphne." Wenn Du nach dem Theater mein Gott sein willst, so werde ich sicher nicht zu Zeus flehen, mich in einen herben Lorbeerstrauch zu verwandeln. Ach, mir genügte auch eine kleine Blume zu sein, die Du in Deinem Knopfloch trägst und die an Deinem Herzen nach einer Stunde verwelkt. Dario, mein Gott, laß mich heute Deine kleine Blume sein. Beatrice.

Dario warf den Brief achtlos beiseite. Darnach aber hob er ihn beinahe ehrfürchtig auf und murmelte: Das hat die Liebe selbst geschrieben.

Dann machte er sich fertig, um zur Gräfin Brandi zu fahren.

*

Andriana Brandi hütete in der Tiefe ihrer verderbten Seele eine kostbare Erinnerung: einmal hatte sie den klei-

nen blassen Herzog von Astura so wahnwitzig gereizt, daß er, als sie sich einen Augenblick vergaß, wie ein reißendes Tier auf sie losgestürzt war. Aber er war plötzlich erschreckend blaß geworden und lautlos zusammengesunken, mit viel rotem Blut über Mund und Kinn. Man hatte ihn leblos von ihr forttragen müssen.

Sie war eine von diesen Frauen, die unter der Maske ihrer Unbesiegbarkeit die Sehnsucht nach einer schrankenlosen Unterwerfung verbergen. Sie möchten von einem starken Arm geschüttelt werden wie ein zarter blühender Baum, der im Sturm alle Blüten verliert — Dario Panvivio, der Stolze und Herbe reizte sie.

Dario liebte es, dieser schönen Frau gegenüber zu sein, in diesem schwülen, halbdunklen Zimmer, das sie mit erlesener Kunst zu ihrem kostbaren Rahmen gemacht hatte.

Auf ihren Kissen lag sie ihm beinahe zu Füßen, mit dem Geheimnis ihrer Augen, mit dem Gesang ihrer Worte, mit dem Zauber ihres Schweigens. Unter den schwarzen Brauen waren ihre blauen Augen wie blasse, böse Türkisen. Liebte er sie? Er wußte es nicht. Es war ihm nur, als müßte es eine göttliche Wonne sein, dieses Weib zu lieben.

An diesem Nachmittag, da er ein wenig müde war, da ihn die Mittelmäßigkeit und das Eintönige seines Lebens drückte, da er nach einer großen Erregung dürstete, stieg in ihm erst unklar und dann immer fester die Sehnsucht auf, dieses Weib lieben zu können. Ein neues, glühendes Leben würde beginnen . . .

Aber er fand sich eigentümlich kühl — er dachte: Jetzt werde ich vor ihr niederknieen. Ich werde sie an mich ziehen. Und was jetzt eine kleine Flamme ist, wird zu einem großen Feuer werden, das uns beide verzehrt.

Er sah sie an. Ihre Augen waren so seltsam, fast als sagten sie: komm — aber ich weiß alles!

Ihn schwindelte leicht. Seine Gedanken schienen zu zerfallen. Eine wahnsinnige Angst packte ihn, der Augenblick könne ihm entweichen. —

Er beugte sich über sie, küßte sie auf den Mund und zog sie an sich.

Sie ließ es geschehen. Sie, die Liebe weder geben noch nehmen konnte und sich doch darnach sehnte. Sie sagten sich heiße Worte, die sie erst suchen mußten, weil sie nicht von selbst auf ihre Lippen kamen. So spielten sie eine Zeitlang diese traurige Verzerrung der Liebe.

Andriana war die erste, welche das Unwahre deutlich empfand. Sie richtete sich plötzlich auf mit höhnisch verzogenen Lippen und lachte laut und bitter.

Dario sah sie an und begriff sie sofort. Sie und sich. Und bleich vor Scham und Zorn stürzte er hinaus.

*

Der Abend senkte sich kühl und klar über die Dächer.

Dario ließ den Wagen allein nach Hause fahren und ging zu Fuß weiter. Er kam durch einige stille Gassen und dann auf die Piazza Trevi. Das große Becken rauschte und schäumte. Er schaute eine Zeit lang hinein, nur so, gedankenlos. Dieses viele Wasser erfrischte und beruhigte ihn. Er wunderte sich, so ruhig zu sein. — Er glaubte nur etwas bitteres getrunken zu haben und einen leisen störenden Nachgeschmack zu spüren. Nur ein wenig müde war ihm zu Mut. Er lächelte ganz schwach —: Wenn mich das Glück nicht berauscht, so töten mich auch die Enttäuschungen nicht . . .

In der nächsten Straße schaute ihn schwarz ein offenes Kirchentor an. Er trat hinein. Es war fast ganz dunkel und es duftete süß. Irgendwo, in den Tiefen eines Schiffes, glänzte es schwach: Man zündete die Kerzen zum Abendsegen an. Eine heisere Orgel begann zu spielen. Ein männlicher Sopran sing ein klagendes Lied an. Die Stimme zog

flötend durch den dunklen Raum, sie zerschnitt ihn förmlich. Dario schauerte und ging fort.

Er kreuzte den Corso. Dort wogte plötzlich das Leben. In ihren Wagen fuhren viele schöne Frauen vorüber. Dario ließ sich ein wenig von der Menge längs der Häuser weitertreiben. Auf einen Augenblick erschien weit unten am Ende einer Straße Piazza di Spagna, Trinità dei Monti, der Obelisk im roten Abendlicht — friedlich und fern. Dario beschloß, zu seinem Onkel Altieri zu gehen.

Als Dario beim Kardinal eintrat, schlug ihm ein Hauch heißer Luft entgegen — er bereute es fast, die gute Kühle des Abends mit der Wärme dieses Glashauses vertauscht zu haben. Im Kamin brannte es lichterloh. Ein ganz leichter Rauch von Sandelholz schwebte in der Luft. Ein süßer, schwüler Duft stieg aus einem großen Strauß Narzissen auf, der in einem Kupferbecken vor einem weißen Narziß von Bernini stand.

Altieri ging auf seinen Neffen zu — prächtig und königlich wie ein alternder römischer Cäsar. „Du kommst spät, Dario. Du kommst von einer schönen Frau", fügte er wie entschuldigend bei.

Dario schien das zu überhören und warf sich in einen Armstuhl, mitten im Zimmer, möglichst weit vom Kamin. Der Kardinal war lebhaft wie immer.

„Dario, ich habe eine glänzende Eingebung. Findest Du nicht, daß die blonden, blühenden Seminaristen vom Collegio Germanico entsetzlich aussehen in diesen schwarzen Fetzen von Soutanen? Ihr Präfekt klagte mir neulich seine Armut vor. Gut, wir Kardinäle werden unsere abgelegten Kleider an die Zöglinge des Germanico abtreten; ich habe ganze Kästen voll davon. Diese Jungen werden prächtig darin aussehen. Zu ihren frischen Gesichtern paßt das leuchtende Rot. Es wird eine heitere Ephebenschar werden."

Dario war verstimmt. „Warum kommen diese gesunden

jungen Menschen in unser schwüles Land herunter? Warum bleiben sie nicht in ihren schönen kühlen Bergen? Ach — der Schnee, der kühlende —"

„Mein Junge, Dir ist offenbar zu heiß hier bei mir", lachte der Fürst und strich liebkosend über Darios braunes Haar.

„Dario, tu mir einen Gefallen, ich sag Dir dafür das Haus der schönsten Frau von Rom und von der ganzen Christenheit. — Geh hinüber und laß Dir meine schönste Soutane überwerfen und gönne mir dann diesen Anblick."

Dario war halb unwillig über dieses Verlangen, halb reizte es ihn. Er kleidete sich gern. Seine Hände liebten es, über weiche, kostbare Stoffe zu streifen. Er fühlte sich gern umflossen von schwerer, rauschender Seide.

„Du unersättlicher Zuschauer," murmelte er.

„Mein Junge, uns Zuschauern erscheint das Leben in einem wunderbaren Reichtum. Unser Auge dringt klar und ruhig in seine tiefsten Tiefen. Wir lächeln nur leise —"

„Dieses Lächeln kann zu einer eisernen Maske werden, die wie eine Folter schmerzt", sagte Dario, erhob sich langsam und ging hinüber.

Nach kurzer Zeit erschien er wieder im dunklen Türrahmen, wunderbar schön, hochmütig lächelnd, ein junger Eliogabal.

„Tantum ergo Sacramentum veneremur cernui", rief bewundernd der Kardinal.

Dario lachte nervös: „Lieber Onkel, Du lernst zu viel von den Uebertreibungen der Arkadier."

„Et in Arcadia ego", antwortete Altieri spottend.

„Ihr habt es so weit gebracht, daß Eure Schäfer und Schäferinnen in Reifrock und Puderperücke auf einer zugestutzten Wiese Menuett tanzen. Ich hab heute in St. Peter einen jungen Bauern gesehen, so groß in seiner Einfachheit, daß ich beinahe verwirrt war, als ich an ihm vorüber mußte".

„Das, mein Sohn", antwortete der Kardinal ernst, „sind bevorzugte göttliche Wesen, mit denen wir uns nicht messen können. Uebrigens, weißt Du, daß man im Begriff ist, in der Villa Hadriana einen neuen Antinous auszugraben? Er soll zauberhaft schön sein."

Dario sagte langsam: „Hadrian hat den schönen Jungen, den er zu lieben glaubte, in den Tod getrieben. Er hat ihn von seinem Pflug und von seinen Feldern in das Treibhaus der Kaiserburg entführt. In seinen klaren Augen mußte sich plötzlich die schwüle Pracht Roms spiegeln. Sie verwirrten und trübten sich —"

„Welch herrliches Schauspiel", sagte Altieri leise.

Dario sah ihn beinahe feindselig an: „Für Euch ist alles ein Schauspiel, das Leben, Ihr selbst, alles, alles. Ihr seid Eure Zuschauer und Eure eigenen Schauspieler—"

„Mein Lieber, das Geheimnis ist nur, zu wissen, daß man spielt — sonst freilich ist man lächerlich."

Andriana und ich haben es auch zu spät gemerkt, dachte Dario. Wie ihn dieser lächelnde, grausame Alte reizte. Eine Wut stieg in ihm auf, die er nicht zu meistern vermochte. Er sprang auf, flammend im Gesicht und schrie:

„Spielen, spielen, spielen! Immer lächeln und nie lachen und nie weinen! Ich bin ja auch dazu verdammt — und ich will leben, leben, leben! Alles Große in mir ist zersplittert, die Leidenschaft, die Sünde —! Meine Väter haben ihr Blut in den Kreuzzügen vergossen — ich werde vielleicht an einer vergifteten französischen Schminke sterben! Und wer hat mein Leben so zerfetzt und langsam verdorben? Wer?... Du, mit Deinen glatten Worten, Du, Du, ihr alle, ihr alle —!

Der Kardinal fand Dario schön wie einen zürnenden Engel, er hob entzückt die Hände, um Beifall zu klatschen.

Aber Darios Stimme war zerbrochen wie ein kostbares Glas, das tönend an ein andres gestoßen wurde und dann

am Boden zerschellte. Ein krampfhaftes Schluchzen drohte ihn zu ersticken. Wie der Fürst auf ihn zueilte, wich er ihm aus, riß sich das lange Kleid halb vom Leibe, daß die Seide knirschend zerriß und stürzte ins Nebenzimmer.

Altieri staunte einen Augenblick, dann ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er wartete auf Dario, der hereinkommen würde, wie oft, ihm mit trotzigen Augen die Hand zu küssen. Vor dem Spinett blieb er stehen und suchte auf den Tasten nach einer Melodie. Es war ein süßes Liebeslied von Pergolese. Da hörte er im Vorzimmer eine Frauenstimme atemlos reden. Im nächsten Augenblick erschien Beatrice Dianti, hastig mit angstvollen suchenden Augen. Sie trug das Kostüm der Daphne und war reizend.

„Hoheit", rief sie, „wo ist Dario? Verzeihung — ist der Herzog von Panvivio hier?"

Der Kardinal lächelte: „Schöne Nymphe — Apollo ist drüben", Beatrice atmete erleichtert auf, „er versucht ein neues Kostüm."

„Ach Hoheit", sagte sie, „wer hätte geglaubt, daß Filippo Albani so ruchlos sein könne! Um sich nicht mit Dario — mit dem Herzog schlagen zu müssen, läßt er ihm von bezahlten Mördern auflauern. Der Palast ist von drei, vier schlechten Gesellen umstellt — mein Bruder erfuhr es in einer Taverne. Ich hab die dunklen Gestalten gesehen, als ich jetzt um den Palast fuhr —."

Der Kardinal runzelte zornig die Stirne und überlegte. In diesem Augenblick erschien der Diener und öffnete die Flügeltür zum Speisezimmer. Der Glanz von vielen Wachskerzen drang herein.

„Mein Kind, darf ich Euch bitten, mit uns zu essen?" sagte Altieri zu Beatrice. Und zum Diener: „Ich lasse Dario rufen".

Der alte Diener verbeugte sich: „Der Herzog Dario hat vor kurzem den Palast verlassen."

Beatrice schrie gellend auf, wankte und stürzte zu Boden.

Der Kardinal machte eine Geste, wie um einen raschen Befehl zu erteilen. Dann wurde er um einen Schatten blässer und sagte ruhig und streng zum Diener:

„Laß morgen früh aus der Villa in Frascati alle Rosen hereintragen!"

Denn er dachte an den Wunderschönen mit dem Dolch in der Brust, dem er einen roten Strauß zu Füßen legen würde.

Lieder des Letzten / von Josef Räuscher

I.

Ich fühle mich ganz durchbebt
Von der Müdigkeit langer Geschlechter
Und habe doch selbst nie gelebt . . .

Mir zischt der Ekel nach den Gelagen,
Da jene ihrer Lüste pflagen,
Mich würgt das breiige Morgengrauen
Der Liebesnächte, die sie verschwendet
Und aus des Enkels Leben entwendet.
Ich bekomme das Bittere zu kauen,
Den Nachgeschmack der vielen Genüsse,
Mir brennen die Narben der Bisse und Küsse.

Lieben? Mein Kind, dazu reichts nicht mehr.
Willst meine schwindsüchtigen Nächte teilen,
Wo Fieberträume in Sümpfen geilen,
Herbstlaubvioletter Liebkosungen Heer
Zerflattert, dorrend im Entstehn?

Es muß ja so geschehn.
Sie lebten das Leben in Scherben:
Es blieb zu vererben
Ein langsames Sterben.

II.

Dies Leben wird nie laut und froh erklingen,
Noch wie ein Wald sich frühlingsträchtig dehnen
Bedroht von mehr als eines Abgrunds Gähnen
Regt ein Beladener die schwanken Schwingen.

Die Reizungen, die Unbedingtheit bringen,
Aus Furcht und Gier ein sehnenspannend Wähnen,
Uns schmieden an des Taumels Feuermähnen,
Aufstände unbelauschter Kraft erzwingen,

Bis aller Säfte Jauchzen festlich brandet:
Die Lebensquellen sind in mir versandet.
Die lang bewährte Schärfe dieser Sporen,

Vor denen Millionen Weichen zittern
Wie in geduckter Ahnung von Gewittern,
Hat sich an meinem welken Leib verloren.

III.

Aus blauen Tagen weiße Nächte steigen,
Verscheuchen mir des Lebens geißelnd Mahnen,
Erhellen jedes Dämmern meiner Ahnen,
Ganz offen will sich nun dem Enkel zeigen

Der Sinn des langen Tobens, und sie neigen
Dem Ziel sich, der Erfüllung ihrer Bahnen:
Denn ich erkenne ihr Barbarenahnen,
In mir braust ihrer Auferstehung Reigen.

Wonach sie brünstig, wirr und dumpf gelitten,
Was ihrem Kindertasten je entglitten,
Eröffnet willig nun sein silbern Tor.

In dieser weißen Nächte wachen Schauern
Geleite ich aus dunklen Grabesmauern
Erlöster Väter Schar zum Licht empor.

Otto Pick / Geschichten von Insekten

In schwülen Tagen, von Hitze und Trägheit unmutig in einen kühleren Winkel des Zimmers verbannt, greift man nur mit schwacher Lust nach einem Buche. Die Wahl ist so schwer. Unwirksam bleiben selbst die bewährten exotischen Werke, Reisebeschreibungen, Romane von J. V. Jensen und die kühle Farbenpracht von Dauthendeys Novellen aus dem Osten. Man täuscht sich, indem man die Schilderung einer Reise zum Nordpol liest und die Wirkung des Gegensätzlichen als erfrischend erwartet. Alle Begriffe sind aus unserem Denken verwiesen, tausend Insekten umschwirren unsern Zufluchtswinkel und summen das Lied von der Hitze. Verdrossen wehrt man sie ab, die Fliegen, Gelsen, Mücken, Libellen und wie sie nur heißen mögen. Man weiß ja kaum mehr von ihnen, als daß sie da sind, den Menschen zur Belästigung und sich selber zu irgend einem rätselhaften Zwecke. Und die andern da draußen vor den Fenstern, die Luft durchschwebend, stumm oder mit seltsamen Geräuschen, die Hummeln und Bienen und Wespen — was wissen wir von ihnen?

Man sollte in Stunden der Verstimmung Bücher genießen, wie dies herrliche, schlichte und reiche „Leben der Bienen" von Maurice Maeterlinck. Das ist kein Fachwerk, kein Handbuch für Bienenzüchter, auch kein Roman: Es ist das Gespräch eines Dichters, dem kein Wesen und Ding dieser Welt unbedeutend erscheint, über die Bienen und ihr Dasein, ein Gespräch eines Wissenden mit uns Allen, die wir nichts oder Undeutliches nur wußten. Man vergißt alle Beschwerden des eigenen Lebens und gewinnt tief bewegt und begeistert Einblick in die Wunder der Natur. Und dabei bietet der nichts andres als die klare Wahrheit über den Lebenslauf der Bienen, der in einem Jahre sich vollzieht, unendlich reich an Abenteuern! Das Schwärmen, die Gründung des neuen Bienenstaates, die Geburt der Königin, ihre Kämpfe mit den Nebenbuhlerinnen, ihr wunderbarer Hochzeitszug, die tragische Drohnenschlacht und die Wiederkehr des Winterschlafes. — Das Neue, Unbeachtete tritt an uns heran, wir geraten in Eifer, mehr zu erfahren, die Gedanken an unser tägliches Dahin-

leben verdrießen uns, es gibt ja so viel Neues zu lernen, interessanter als alle Zukunftsromane und die langweiligen sozialen Utopien, mit denen wir behelligt werden. Man möchte aus diesem Buche nichts verraten, sondern es jedem Freunde empfehlen, um die Ueberraschungsfreude wiederholt mitempfinden zu dürfen. Ungeahnte Ausblicke eröffnen sich, z. B. wenn der Dichter davon spricht, wie unbegreiflich uns das Leben im Bienenstock erscheinen mag oder wie sehr wir es vielleicht mißverstehen — und wenn er hieran die fesselnde Schilderung unseres Treibens auf der Erde knüpft, das einem Bewohner eines fremden Planeten, von oben gesehen, nicht anders als rätselhaft, kindisch, zwecklos erscheinen müßte. Von hier gleiten die Gedanken des Lesers weiter in der begonnenen Bahn und ein Gefühl erregender Losgelöstheit vom Irdischen durchströmt uns. Dazwischen saugen wir Schilderungen von höchster dichterischer Bildhaftigkeit ein, wie die der schwärmenden Bienen, welche wie ein seidiges Netz über dem Bienenstock schweben: . . . . . „Es schwankt hin und her, streckt sich und wallt von neuem zwischen den Blumen der Erde und dem Blau des Himmels auf und nieder, wie ein Schleier der Freude, den unsichtbare Hände beständig schwenken, zusammenraffen und wieder entfalten, als feierten sie die Ankunft oder das Scheiden eines hohen Gastes. Endlich senkt sich einer der Zipfel, ein anderer hebt sich, die vier sonnenglänzenden Enden des schimmernden Mantels stoßen zusammen, und wie ein Zaubertuch im Märchen, das den Horizont durchsegelt, um irgend welche Wünsche zu erfüllen, steigt der Schwarm, bereits wieder geballt, nach dem nächsten Linden-, Birnen- oder Weidenbaum auf, um die heilige Trägerin der Zukunft wieder mit seinen Leibern zu bedecken . . ."

Von diesen lebensvollen Schilderungen vollzieht sich mühelos der Uebergang zu einem Werke, dessen merkwürdiger Inhalt sich teils auf Insekten bezieht, teils aber ergreifende Menschenschicksale darstellt, die der leise Flügelschlag eines Insektes anstreifend zur Entwicklung gebracht hat.

Robert Michel, der österreichische Dichter, welchem wir die Novellensammlung „Die Verhüllte", den eigenartigen Roman „Der steinerne Mann" und das starke Drama „Mejrima" verdanken, hat unter dem Titel „Geschich-

ten von Insekten" (bei S. Fischer, Verlag, Berlin 1911) die sonderbaren Novellen und Studien vereinigt, welche in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitschriften uns überraschten und mit dem Hauch des Neuen, seltsam Schönen uns berührten. Nun möchte ich, um jegliches Mißtrauen zurückzuweisen, betonen, daß es sich hier weder um wissenschaftliche Untersuchungen über die Insektenarten, noch um Ereignisse handelt, in denen Insekten die führende Rolle übernommen haben, oder gar um Abenteuer von Insekten unter Insekten.

Das Grundmotiv dieses Werkes ist: Der Mensch in der Natur. In sehr feiner Weise führt uns gleich die erste Novelle in die richtige Stimmung hinein. Da ist ein Offizier, der auf einem Ritt durch den Wald vom Pferde stürzt und ein Bein bricht. Während er unter Schmerzen auf dem Waldboden liegt, wird sein Blick zufällig von dem Zappeln eines Käferchens gebannt. Die Neugierde des Offiziers erwacht, seine Schmerzen schwinden, er hat plötzlich das Bewußtsein seiner Unwissenheit in Dingen der Natur, er möchte sich von dem Käfer über dessen Lebensweise belehren lassen und seinen Wissensdurst in die hastigen Fragen legen: „Wie heißt du denn eigentlich? Wie bist du zur Welt gekommen? Was wünschest du heute zum Nachtmahl zu speisen? Hast du schon die Liebe erlebt? Was wirst du tun, wenn im Herbst der erste Frost kommt? . . ." Das Resultat dieses Erlebnisses ist, daß der Offizier ein leidenschaftlicher Käfersammler wird. Und diese Leidenschaft führt später den Konflikt zwischen seiner Frau und ihm herbei, bis schließlich wieder ein Käfer die Ursache ihrer glücklichen Aussöhnung wird. — Diese zwei Tatsachen: Das erwachte Interesse an einem Insekt und das Eingreifen eines Insektes, unbewußt, gleichsam als Personifikation des Schicksals, in den Zusammenhang menschlichen Erlebens, diese beiden Motive kehren in mehr und minder eindringlichen Variationen wieder. Hiezu gesellt sich ein drittes: die Schilderung der inneren Wandlung eines Menschen, der in das Anschauen eines Insektes, einer Fliege z. B., vertieft ist. Hier wird das Insekt zum Symbol, seine Vernichtung bedeutet in einer der schönsten Skizzen zugleich den Bruch eines innigen Bundes. Die scheinbar trockene, unpathetische Sprache Michels verstärkt den tiefen Eindruck dieser knappen

Prosawerke, die stets eine wunderbare Kenntnis der Menschenseele verraten.

Robert Michels Erzählungsweise scheint mir einsam in der Literatur unsrer Zeit dazustehen; er vereinigt zwei äußerste Gegensätze, und zwar: die Zergliederung ganz zarter Abenteuer der Seele und diesen kühlen Stil, der am ehesten an Prosper Mérimée erinnert, in dessen Novelle „Die Venus von Ille" man Stellen findet, die in Michels Roman „Der steinerne Mann" entfernte Parallelen besitzen. Man hat sich heute daran gewöhnt, psychologische Details und Irrgänge des Gefühls in einer überladenen, pathetischen Sprache darzustellen, mit nüchternen prunklosen Sätzen aber nur klare, unverwickelte, dramatische Begebnisse zu erzählen. Durch die Verschmelzung beider scheinbar unvereinbaren Darstellungsformen erzielt Michel eine unmittelbar den Kern der komplizierten Geschehnisse enthüllende Wirkung. Ich möchte ihn einen klaren Mystiker nennen.

Die fesselndsten Abschnitte des Buches finden sich dort, wo dem Dichter die Schilderung einer Landschaft, eines Sonnenunterganges, einer Gondelfahrt ganz bildhaft gelingt. Da ist dieses unvergleichliche Stück: „Grillen", das gar kein Geschehen enthält, nur die Zauberwirkung einer Abendlandschaft auf die Stimmung eines jungen Mannes. In dieser Arbeit hat Robert Michel Dinge eingefangen und wiedergegeben, die man kaum für darstellbar gehalten hätte: Die Atmosphäre über abendlichen Feldern, die Geräusche und die aufblitzenden Bilder in der Einsamkeit, kurz: die *Stimmung* als lebendiges *Geschehen*.

Und wie in einer andern Studie nichts andres geschildert wird als die Ablenkung der Gedanken eines Lesenden durch eine Fliege, bis die Wirklichkeit mit Traum und quälender Ahnung eins wird, ähnlich fühlt man sich bei der Lektüre aller dieser Insektengeschichten über den Alltag emporgehoben, in noch unerforschte Regionen der Seele den Blick gerichtet, in Landschaften, die man im Traum vielleicht erschaut hat und nun plötzlich zu erleben vermeint.

Das „Leben der Bienen" und die „Geschichten von Insekten" gehören zu den wenigen Büchern, die man mit dem Prädikat „gut" oder „schlecht" nicht verunglimpfen darf. Ihr Wert beruht nicht in dem, was sie an Stofflichem enthalten, sondern darin, daß sie uns Neues und rätselhaft Schönes zu enthüllen wissen.

(gez. von Max v. Esterle)

Bernhard Jülg

Brixner Chronik XIII (Sittlichkeit und Karneval)

Ich höre eine Kindertrompete! Wer hat hier eine Kindertrompete? Durch genauere Erkundigungen erfuhr ich, daß diese Worte von Herrn Dr. univ. med. Paul von Guggenberg bei Gelegenheit eines Vortrages über Scharlach und ähnliche Infektionskrankheiten im kathol. polit. Kasino gesprochen wurden. Das geschah bereits vor ein paar Jahren.

Jüngst aber kam die Chronik dahinter, welches Uebermaß von Wahrheit in diesem Stoßseufzer einer gequälten Seele liege. Die Gemütserschütterung war so groß, daß einer sich gezwungen sah, einen Artikel in dem genannten Blatte abzulegen, den er „Gefahren des Stadtlebens" überschrieb.

„Wer in unserer Zeit nur Augen hat, um zu sehen, Ohren, um zu hören, kann uns Bände erzählen über die mannigfachen Gefahren des Stadtlebens. Gelehrte, Seelsorger, Lehrer und Eltern wissen, lehren und haben es bitter empfinden müssen" — ich hoffe, daß sie nicht dabeigewesen sind — „daß gerade für die heranwachsende Landbevölkerung nirgends mehr Gefahren für das seelische und leibliche Wohl zu finden sind, als selbst in den kleinsten Provinzstädten. Man braucht nicht einmal Studien gepflogen zu haben über die Verderbnisse der Vergnügungssucht, es genügt ein flüchtiger Blick in die Spalten der Tagesblätter und wir lesen Dutzende von derartigen Fällen oft haarsträubender Art."

Der Schreiber ist kein Augustinus, denn während dieser noch den Mut hatte, die Quellen seiner Kenntnis anzugeben, verkriecht sich der neue Apostel zwischen die Spalten der Tagespresse und rechtfertigt seine Entrüstung mit dem Hinweis auf die Erfahrungen der Reporter. Ich glaube es dem Manne aufs Wort, daß er nie aus den Mauern Brixens herausgekommen ist.

Doch: „Anderorts ist man längst schon daran, diesen Gefahren in wirksamer Weise vorzubeugen. Unseres Wissens existiert hierzulande nur ein einziges Unternehmen, das allerdings sehr erfolgreich gegen die Landflucht und an der Bekämpfung der geschilderten Gefahren gearbeitet hat: das sind die katholischen Bahnhofmissionen, die wir haupt-

fächlich in Innsbruck und in einigen anderen Städten Tirols zu unserer Freude antreffen."

Der Deutlichkeit halber bringe ich eine zweite Notiz über den genannten Verein, die ich ein paar Wochen früher in der „Chronik" gelesen habe: „Schutz den alleinstehenden Mädchen! Die Innsbrucker kathol. Bahnhofmission hat ein Mädchen aus Pradl, von dem man vermutete, daß es einem Händler zum Opfer gefallen sei, im schriftlichen Verkehr mit Behörden und Konsulaten bis nach Täbris verfolgt; von der österr. Gesandtschaft in Teheran kam die erfreuliche Nachricht, daß das Mädchen einen guten Dienstplatz gefunden habe. Die Fürsorge der Bahnhofmission ist wahrlich bewundernswert!"

Nur schade, daß sie jene erheblicheren Fälle, da es ihr gelang, ein wirkliches Opfer den Klauen eines wirklichen Mädchenhändlers zu entreißen, konsequent verschweigt. Solcher Diskretion gegenüber wirkt die Glorifizierung dieses Falles wie eine Verlegenheitsrechtfertigung. Denn schließlich kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, als sei hier die Vorsehung der Moral zuvorgekommen und habe der katholischen „Fürsorge" eine beträchtlich lange Nase gedreht. Gewiß ist es erfreulich zu erfahren, daß das Mädchen besorgt und aufgehoben ist, und daß die Bahnhofmission ein Opfer ihres Berufes wurde, indem sie den Schutzengel, der das Mädchen wohlbehalten von Pradl bis nach Täbris geleitete, leichtfertigerweise in den Verdacht eines Mädchenhändlers brachte. Aber bewundernswert scheint mir an dieser Geschichte neben der Standhaftigkeit des Mädchens nichts als die Selbstverleugnung, mit der die Bahnhofmission das Publikum darüber aufklärt, daß sich ihr Beruf von dem des Mädchenhändlers grundsätzlich darin unterscheidet, daß sie in der Verfolgung der Opfer weniger wählerisch ist als dieser. Wer jedoch das Folgende liest, wird sich nicht wundern dürfen, wenn hierzulande die Sittlichkeit bald nicht mehr ein und aus weiß.

Kam da nämlich einem der glückliche Gedanke, an die Redaktion der „Chronik" eine Zuschrift in der Form einer „Bitte an die Bewohner der Städte" gehalten zu senden, und dieselbe mit fast 200 Unterschriften einer ganzen Gemeindeeinwohnerschaft in der Umgebung von Brixen

zu unterfertigen, welch letztere „wir jedoch infolge Raummangels leider nicht veröffentlichen können."

Die Zuschrift besagt:

„An die Bewohner der Stadt!" „Schmutz und Unsittlichkeit sind Feinde, die dem Tirolerlande und besonders unserer Landbevölkerung von Jahr zu Jahr mehr mit dem seelischen Verderben drohen. Im Sommer sehen und hören wir bei den Fremden Sachen und bekommen von solchen zu lesen, die mit unsern einfachen Anschauungen von Sittlichkeit unvereinbar sind."

Dies geht offenbar die Saisonstubenmädchen an, die in ihrer ländlichen Unschuld nicht zwischen Dienstesbeflissenheit und Diskretion zu unterscheiden vermögen.

„Diese Gefahr ist jetzt im Winter nicht, aber eine andere besteht fort: Unser lieber und treuer Nachwuchs in der Landbevölkerung muß an Sonn- und Feiertagen in die Stadt gehen, teils wegen des Gottesdienstes, teils Geschäfte halber, und sie geht dann auch, wie es jungen Leuten eigen ist, Vergnügungen nach, die leider gar manche unserer Söhne und Töchter mit Einbuße ihrer Unschuld bezahlen. Nur zu oft verspüren wir dann hier auf dem Lande die Nachwehen eines ruinierten Seelenglückes."

Die Geburtswehen der Sittlichkeit und die Folgen einer Liebesnacht haben sie befallen und sie kamen mitten im Winter mit Bußfertigkeiten nieder, welche die Spuren einer urbatio sanguinis nicht verleugnen konnten. Ja, eine von ihnen ging so weit, daß sie mir im Vertrauen gestand, sie sei stolz darauf, daß ihr Sohn mutmaßlich der Sprößling eines Patriziers aus der Stadt sei — und froh sei sie auch, weil der mehr zahle, — während die Knäblein der anderen nur von ackerbauenden Jünglingen stammten. Doch ledig seien auch diese.

Der Artikelschreiber aber kennt sich nicht mehr aus und greift gierig nach dem einen Rettungsgedanken, der einsam aus der Wüstenei seines Hinterhauptes wächst: er gründet einen „Verein gegen den Schmutz!"

„Bedenket, daß nicht all das, was ihr als „nicht anstößig" findet, auch uns so gilt. Wie die Lilien in euern Glashäusern gegen Frost empfänglicher sind als unsere wetterharten Tannenreiser, so leidet die Seeleneinfalt unserer Ju-

gend viel eher, als bei anderen, die schon an verschiedenes gewöhnt sind."

Wahrhaftig, die Chronik hat mich an vieles gewöhnt und meine Nerven abgestumpft; denn sie ist auch nicht vom Lande. Aber dieser Reiz ist mir neu. Ich trete somit dem neuen Verein „gegen den Schmutz" bei, obschon ich damit nichts anderes anstrebe, als dahin wirken zu können, daß endlich einmal der Schmutz von den Straßen dieser Stadt verschwindet.

„Wir vom Lande liefern euch manche Nahrungsmittel für den Leib, helfet uns dafür sorgen, daß unsere Söhne und Töchter sich nicht das Gift, den Todeskeim der Seele aus der Stadt holen. Dies ist unsere Bitte an die Bewohner der Stadt, besonders jetzt für die Zeit des Karnevals!"

Bei Gott, eine vortreffliche Idee! Wir Städter werden den Gedanken festhalten. Die Agrarier haben die Lebensmittel hinaufgetrieben; wir werden nun die Preise der Sittlichkeit ins Unerschwingliche hinaufschrauben. Ich habe die wunde Stelle in ihrem Fleische gefunden. Ich hoffe, alle werden mich unterstützen. Die Eier müssen billiger werden und die Kartoffel und die Krautköpfe. Ein jeder Bürger muß am Sonntag sein Huhn im Topfe haben. Bevor das nicht erreicht ist, gehen wir mit der Sittlichkeit nicht herunter!

Wird einem zur Karnevalszeit ohnedies schwerer gemacht als sonst. Soeben lese ich nämlich auf einem Plakat, das meine Mitbürger zum Besuch einer Tanzunterhaltung auffordert, die einladenden Worte: Eine Dame frei, jede weitere 50 Heller.

Da beherrsche sich, wer kann!

Hartmann.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 241/242:

Glossen / Razzia auf Literarhistoriker /

Notizen / Wien, ein Panorama /

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

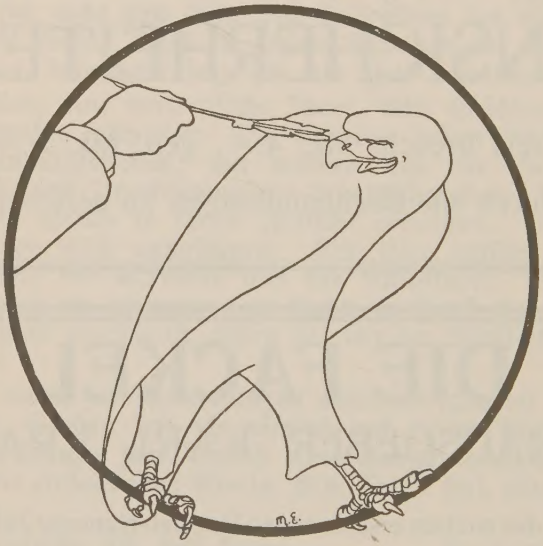
* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Strtaße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.